

Raus aufs Land



Foto: Fotolia, Brandenburg

Brandenburg findet im Kampf gegen den Ärztemangel einen neuen Weg: Im Sommersemester 2015 ging die Medizinische Hochschule Brandenburg an den Start. Wichtigstes Aufnahmekriterium für Studenten: die Bindung an die Region.

Von Dr. Patricia Hänel

In Brandenburg fehlen Ärzte. Das merken Patienten, Krankenhäuser und Kommunen. In dem Bundesland mit der niedrigsten Ärztedichte in Deutschland führt das besonders in ländlichen Regionen zu zum Teil dramatischen Zuständen. Ärzte mit überfüllten Praxen können die Hausbesuche aus Zeitmangel und wegen weiter Fahrwege nicht mehr

übernehmen, und Kinder- und Hautärzte sind in manchen Regionen schlicht nicht vorhanden. Wie wird die Versorgung erst aussehen, wenn in den nächsten fünf Jahren fast 30 Prozent der Allgemeinmediziner in den Ruhestand gehen

Der Ärztemangel ist nicht nur ein medizinisches Problem. An Ärzten hängen Infrastruktur und Lebens-

qualität, ohne die vor allem jüngere Menschen die Dörfer verlassen und Zuzug nicht in Sicht ist. Ein Teufelskreis: Das Land veraltet, die Morbidität steigt, die verbleibenden Ärzte werden stärker belastet. Nach Berechnungen des Hallenser Instituts für Wirtschaftsforschung sinkt die Bevölkerungszahl auch in den meisten Brandenburger Städten,

obwohl dieser Trend mancherorts verlangsamt, gestoppt und zum Teil umgedreht werden konnte. Doch überall wirkt der Sog der benachbarten attraktiven Metropolen wie Berlin und Hamburg.

Die Stadt Brandenburg an der Havel steht da vergleichsweise gut da. Der Bevölkerungsverlust nach der Wende ist gestoppt, seit einigen Jahren wächst die Stadt sogar wieder. Das Städtische Klinikum Brandenburg mit 500 Betten und etwa 1.750 Beschäftigten ist der größte Arbeitgeber der Region; hier profitiert man von dieser Entwicklung, und doch besteht kein Anlass, die Beine hochzulegen. Prof. Dr. Wilfried Pommerien vom Städtischen Klinikum Brandenburg erinnert sich an die erste Dekade der 2000er-Jahre: „Die Zahl guter Bewerber auf ärztliche Stellen im Klinikum und in den umgebenden Krankenhäusern nahm ab, und diejenigen, die kamen, brauchten oft lange, um sich einzufinden. Ausgebildet in Universitätsklinik der Maximalversorgung großer Städte, waren für sie die Prozesse kleiner und mittlerer Krankenhäuser der Regelversorgung in kleinen Städten und ländlichen Gebieten nicht vertraut.“ Hinzu kam, dass die allermeisten Ärzte neu in der Region waren: Traditionell immigrierten die jungen Mediziner Brandenburgs aus den Universitäten der benachbarten Bundesländer. Denn als einziges Bundesland hatte es keine medizinische Fakultät, sein Ärztenachwuchs wurde schon zu Preußens Zeiten in der Berliner Charité ausgebildet. Das sollte auch in der DDR so bleiben und wurde nach der Wende nicht infrage gestellt.

Standort für Forschung aufbauen

Erst 2011 fanden sich Vertreter des Städtischen Klinikums Brandenburg und der Ruppiner Kliniken mit Experten für Hochschul- und Lehrorganisation der Universitäten Charité und Witten/Herdecke zusammen, alle getrieben von der Sorge, dass sich an der Nachwuchssi-

tuation in absehbarer Zeit nichts ändern würde und die ärztliche Versorgung auf dem Land besorgniserregend knapp werden könnte. Es war Zeit für ganz neue Ideen. „Es gibt Kumulationspunkte, an denen sich Denken verändert“, sagt Pommerien. Damals war er Chefarzt des Zentrums für Innere Medizin II im Städtischen Klinikum Brandenburg. Heute ist er zusätzlich Prodekan für Lehre der jüngsten medizinischen Fakultät Deutschlands. Das Ziel dieser Initiative war hoch gesteckt: die Gründung der ersten medizinischen Hochschule im Land Brandenburg, um Ärzte und Psychologen dort auszubilden, wo sie gebraucht werden, ihnen genau das mitzugeben, was sie für ihre Arbeit in der Region brauchen. Um sie langfristig an die Region zu binden, indem sie dort die Weiterbildung absolvieren und schließlich endgültig und – idealerweise – mit Familie bleiben.

Damit sollte nicht nur der Ärztemangel in der Region angegangen werden. Ohne eine Universität als Kristallisationspunkt wissenschaftlicher Aktivitäten war es schwer für ambitionierte Forschungsprojekte, Fahrt aufzunehmen. Eine Universität hingegen könnte ärztlichen Nachwuchs für die Region generieren, damit die Versorgungssituation vor Ort langfristig verbessern und einen attraktiven Forschungsstandort aufbauen, der qualifizierte Fachkräfte und Unternehmen anzieht.

Der Weg sollte ein steiniger werden. Sowohl die etablierten medizinischen Fakultäten als auch der Wissenschaftsrat, der letztlich über die Akkreditierung der Hochschule entscheiden sollte, waren skeptisch, ob eine kleine Hochschule die Anforderungen an Lehre und Forschung erfüllen könnte. Doch nach drei Jahren konnte die Universität im Oktober 2014 offiziell gegründet werden. Von Anfang an als Initiatoren, Gesellschafter und Hochschulkliniken mit dabei: die Ruppiner Kliniken, das Städtische Klinikum Brandenburg und das Immanuel Klinikum Bernau Herzzentrum Brandenburg. Zum Sommersemester 2015 starteten die ersten 48 Me-

Regionale Lehre

Drei Hochschulkliniken:

- Städtisches Klinikum Brandenburg
- Ruppiner Kliniken
- Immanuel Klinikum Bernau Herzzentrum Brandenburg (mit einer psychiatrischen Universitätsklinik im Krankenhaus Rüdersdorf)

Fünf akademische Lehrkrankenhäuser:

- Krankenhaus Strausberg
- Helios Klinikum Bad Saarow
- Kreiskrankenhaus Prignitz (Perleberg)
- Klinikum Niederlausitz, Klinik Senftenberg
- Klinikum Elbe-Elster (Herzberg),
- 35 Lehrpraxen

dizinstudenten zusammen mit 24 Psychologiestudenten ihre Ausbildung. Wie lange sie bleiben werden, lässt sich nicht sagen. Doch die Voraussetzungen sind gut.

Die Auswahl der ersten Medizinstudierenden der MHB war aufwendig: Aus über 400 Bewerbern wurden 192 zu Auswahlgesprächen eingeladen. 16 Gutachter prüften jeden Bewerber in einem zweitägigen Assessment aus Tests und Interviews. Die Abiturnote war dabei zweitrangig. Vielmehr zählte, ob die Bewerber eine Bindung an die Region (zwölf Studenten stammen aus Brandenburg, elf aus Berlin) oder ein ernsthaftes Interesse an einer Zukunft in der Region haben und ob sie für ein intensives Studium in einer kleinen Gruppe, außerhalb der großen Städte, mit viel Praxis in der ländlichen Region geeignet scheinen. Der letzte Punkt ist besonders wichtig, weil sich die MHB nicht viele Abbrecher erlauben darf: Ihr Curriculum ist so individuell, dass es Quereinsteiger von anderen Universitäten schwer haben dürften.

Die Blockpraktika der klinischen Fächer finden nicht in einem zen-

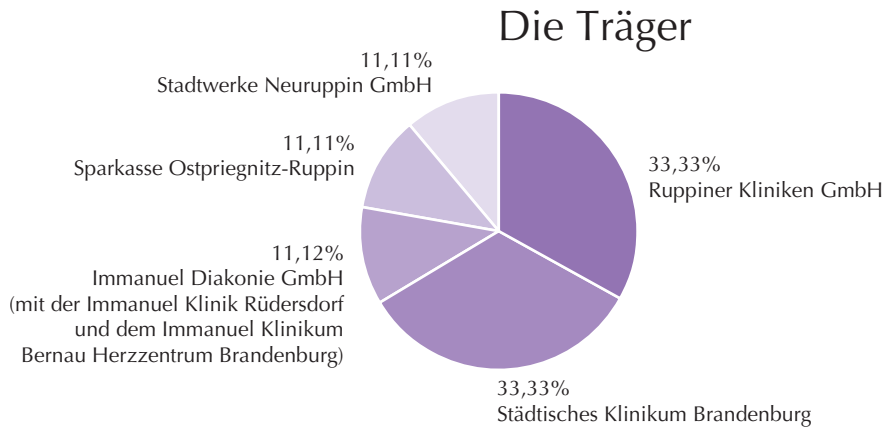


Abb. 1

tralen, großstädtischen Universitätsklinikum statt, sondern in drei Hochschulkliniken, fünf akademischen Lehrkrankenhäusern und 35 Lehrpraxen (siehe Textkasten Seite 17). Dort lernen die Studierenden die Grundversorgung und die medizinischen Bedürfnisse der regionalen Bevölkerung kennen, wohnen mehrere Wochen vor Ort und machen sich ein Bild von Land und Leuten.

Enger Zusammenhalt in kleinem Jahrgang

Die MHB hat ihr eigenes Curriculum entwickelt, den Brandenburger Modellstudiengang Medizin (BMM). Um schon früh die Versorgung von Patienten auf dem Land kennenzulernen, verbringen die Studierenden ab dem zweiten Semester alle zwei Wochen einen Tag in einer Hausarztpraxis. Damit sie sich dort einbringen können, haben sie bereits im ersten Semester die Module körperliche Untersuchung, Herz-Kreislauf und Bewegung absolviert, sodass sie Wissen und Untersuchungstechniken für die häufigsten Erkrankungen der Hausarztpraxis mitbringen. Im sechsten Semester lernen sie im Modul Community Medicine, wie medizinische Versorgung vor allem in ländlichen Gebieten auf die Bedürfnisse der regionalen Bevölkerung ausgerichtet werden kann. Damit die Studierenden nach ihrem Studium in Brandenburg bleiben,

müssen sich auch diejenigen, die nicht aus Brandenburg kommen, dort heimisch fühlen. Dazu trägt ein enger Zusammenhalt in dem kleinen Jahrgang bei, der nicht nur zusammen studiert, sondern auch im Uni-Orchester zusammen Musik macht und sich an lokalen Aktivitäten beteiligt. Der Kontakt zwischen Studierenden und Dozenten ist eng, die Lerngruppen sind klein, und alle sollen sich als Teil der Krankenhäuser sehen, in denen sie lernen. Diese haben ein vitales Interesse daran, MHB-Studierende nach dem Abschluss als Ärzte zu beschäftigen. Das lassen sie sich etwas kosten: Insgesamt 21 kooperierende Krankenhäuser in ganz Brandenburg finanzieren derzeit 35 Stipendien für MHB-Studierende, die sich verpflichten, ihre Facharzt Ausbildung in diesen Häusern zu absolvieren. Dazu werden vor Beginn des Studiums Studierende mit Krankenhäusern verpartnert, die von den 115.000 Euro Studiengebühren 80.000 Euro übernehmen. Derzeit kann man an der MHB Medizin, Psychologie (Bachelorstudiengang), ab 2017 klinische Psychologie und Psychotherapie (Masterstudiengang) studieren. Nach dem Plan von Dieter Nürnberg, Gründungsdekan der MHB, soll das Portfolio stetig wachsen.

Die Zeit wird zeigen, ob das Konzept der MHB aufgeht. Besonders die umliegenden Medizinfakultäten betrachten den neuen Konkurrenten kritisch. Noch ist die MHB

ein Zwerg in der Universitätslandschaft; die Brandenburger Landesregierung betrachtete das Projekt zunächst skeptisch, doch mittlerweile mit freundlichem Interesse. Eine engere Bindung steht jedoch derzeit nicht an; dagegen spricht wohl die Sorge, irgendwann könnte doch einmal der Ruf nach staatlicher Unterstützung für die MHB laut werden. Diese ist derzeit noch nicht nötig. Die Universität wird vollständig durch Studiengebühren, aus kommunalen und kirchlichen/freigemeinnützigen Töpfen finanziert (zur Trägerschaft siehe Abb. 1).

Neben der finanziellen Beteiligung waren die Kommunen konzeptionell während der gesamten Entwicklungsgeschichte der MHB mit eingebunden. Heute stellen sie den halben Aufsichtsrat mit dem Landrat des Landkreises Ostprignitz-Ruppin, Ralf Reinhardt, der Oberbürgermeisterin von Brandenburg an der Havel, Dr. Dietlind Tiemann, und dem Bürgermeister von Neuruppin, Jens-Peter Golde.

Frischzellenkur für die Stadt

Besonders Tiemann und Golde sehen, dass die Städte attraktive Bedingungen für junge Leute nicht am grünen Tisch erfinden können. Dazu brauche es die jungen Menschen selbst. Eine Universität, die regelmäßig junge Studierende anzieht, ist „eine Frischzellenkur für die Stadt“, so der Neuruppiner Bürgermeister. Und die ersten positiven Effekte kann er schon beobachten: Wohnungslehrstand gibt es nicht mehr in Neuruppin; dazu tragen deutlich die Studierenden und neuen Universitätsmitarbeiter bei. Die lokalen Hotels haben nun auch Gäste von weiter weg – Eltern, die ihre Zöglinge besuchen und dabei den Freizeitwert Brandenburgs entdecken. Und in den Cafés am Markt sieht man nun häufiger junge Gäste, die mit Laptop und Handy dazu beitragen, dass sich das Stadtbild verändert. „Als Universitätsstadt hat man einfach eine ganz andere Strahlkraft“, so Tiemann. ■